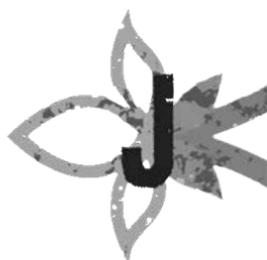


Leseprobe aus: Kuschnarowa, Djihad Paradise, ISBN 978-3-407-81155-4

© 2013 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81155-4>



Berlin Alexanderplatz. Kurz: Alex. Das ist Mitte. Das ist so was von Mitte, wie es gar nicht mehr Mitte geht. Ist Fernsehturm und Weltzeituhr, ist Völkerfreundschaftsbrunnen und all der andere Rotz. Und nein, ich bin keiner von diesen bescheuerten Touristenschleppern. Ich hasse Touristen. Jeder Berliner hasst sie. Aber das ist nun auch egal. Eigentlich ist jetzt alles egal.

Fast. Fast ist alles egal. Eine Sache noch, eine einzige. Und dann. Exitus. Verdammt, ich bin hier, weil – hätte diese Bitch von Stadt ein Herz, hier würde es schlagen. Und wenn sie ein Herz hätte, dann könnte ich es ihr jetzt herausreißen. Aber hier schlägt nichts. Gar nichts. Alles bewegt sich, aber alles ist tot. Zombiecity. Und City of Zombies. Alle rennen irgendetwas hinterher, aber alles, was sie erreichen werden, ist ihr Grab. Sie erreichen ihr Grab und dann wartet nur noch eines auf sie – und das ist die Hölle. Und ich, ich bin nur hier, weil hier so viel Verkehr durch Berlins tote Adern rauscht, dass sie sich manchmal selbst fast lahmlegen. Bin hier, weil hier alles ist, was ich hasse. Vor allem diese fette, Albtraum gewordene Shoppingmall, dieser apricotfarbene Termitenhaufen, in dem all die

Kuffar, die Ungläubigen, so geschäftig herumkrabbeln, als gäbe es kein Morgen mehr. Dabei ahnen sie es noch nicht mal. Ein Morgen wird es für sie nicht mehr geben.

Mir ist übel. Von der Arroganz des Westens ist mir übel. Sie haben uns den Krieg erklärt. Entweder Berlin oder Abdel Jabbar Shahid.

Ich muss stehen bleiben. Mitten auf dem Alex bleibe ich stehen, mein Oberkörper fällt nach vorne. Ich stütze meine Hände auf den Knien ab und ringe nach Luft. Wie ein Greis ringe ich nach Luft, als würde ein unendliches Gewicht auf mir lasten.

In meiner gebückten Haltung sehe ich nur die Mantelsäume und die hektisch ausschreitenden Unterschenkel in Hosen, in Röcken, in Strumpfhosen, in Boots und High-Heels und Stiefeletten und Turnschuhen und Outdoortretern von Leuten, die doch das, was sie Zivilisation nennen, niemals verlassen und ihre Hintern kaum noch aus ihren SUVs bekommen. Und dann sehe ich noch den Boden des Platzes. Am frühen Morgen hat es geschneit und das hat der Welt etwas so Unschuldiges, Reines verliehen. Aber jetzt ist nichts mehr übrig von der Unschuld frischen Schnees. Nur ein graubrauner Siff, in dem verstümmelte Kippenreste untergehen und die leblosen Plastikhüllen versinken, aus denen die Kuffar ihre Industrienahrung geschält haben. So wie mit dem Schnee machen sie es mit allem. Alles, was jemals weiß und rein gewesen ist, das treten sie mit Füßen, treten es in den Dreck. So sind sie eben, die Kuffar, und deshalb ist es besser, sie sterben.

Meine Lunge rasselt. Alles dreht sich. Von hinten legt mir jemand eine Hand auf die Schulter.

Shit! Die Bullen!, denke ich, richte mich erschrocken auf und drehe mich hastig um.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, fragt eine schöne Frau, die vom Alter her meine Mutter sein könnte und die, nachdem sie das Entsetzen in meinen Augen gesehen hat, ihre Hand unsicher zurückzieht. Wir starren uns an.

Die Berührung und ihr Blick sind mir wie ein Stromschlag durch alle Glieder gefahren, alle Härchen meines Körpers haben sich aufgerichtet, und nicht nur die Härchen. Ich reiße mich zusammen und sage: »Es geht schon wieder. Danke.« Ich zwinge mich zu einem Lächeln und dazu, weiterzugehen. Ich weiß, dass sie mir noch einen Augenblick besorgt hinterhersehen wird, und ich wünschte, es wäre meine Mutter, die mir da so nachschaut. Und ich wünschte, ich hätte keine Erektion.

Da war er wieder, der verfluchte Julian Engelmann. Ein echter Shahid hätte sich im Leben nicht von einer Wildfremden anfassen lassen und es auch noch schön gefunden, selbst wenn er wie ich seit mehr als einem Jahr keine Frau mehr berührt hatte. Und er hätte sie auch nicht so angestarrt. Abdel Jabbar Shahid. Ich bin echt nicht würdig, diesen Namen zu tragen.

Seltsamerweise hat sich mein Magen schnell wieder beruhigt und ich gehe nun mit entschlossenen Schritten über die Grunerstraße auf das Alexa zu.

Fettes rosa Schwein, denke ich beim Anblick des Gebäudes und wahrscheinlich huscht gerade ein Grinsen über mein Gesicht. Deine Gedärme werden sich bald um die Spitze des Fernsehturms winden und dieser ganze nutzlose Ramsch, den ihr auf dem Rücken der Welt produziert und hier verbökert, wird bis zur Museumsinsel geschleudert werden, auf euch niederprasseln und euch die Schädel spalten als Fallout eurer eigenen Kultur.

Ich marschiere weiter und plötzlich frage ich mich: Wie viele Schritte geht eigentlich ein Mensch? Ich meine – wie viele Schritte geht er, bis er stirbt?

Die Menge teilt sich und schwappt um mich herum und da erst merke ich, dass ich stehen geblieben und allen im Weg bin. Aus den offenen Türen des Alexa dringt heiße, abgestandene Kaufhausluft. Sie steigt auf aus den ranzigen Fettpfützen der niemals müden Fritteusen, aus den Hautfalten, den Körperhöhlen der Adipösen, all der Fettsüchtigen mit den Super-Special-Something-Whoppern in XXL-Gesichtern auf XXL-Körpern, dünstet aus all dem Plastik, das das andere Plastik dreimal umgibt. Aus den hippen Klamotten Phenoldünste, aus feuchten Haaren Nasser-Hund-Geruch, aus den Zehn-Quadratmeter-Parfümerien Zehntausend-Düfte-Kakophonien mit einer Kotbasisnote vom öffentlichen Klo. So, genau so riecht er, der Westen.

Obwohl sich mein Magen schon wieder auflehnt, zwinge ich mich, meinen Fuß über die Schwelle zu setzen. Ich darf mich jetzt nicht auffällig verhalten. Es fühlt sich seltsam an: Die Schritte in diese Hölle sind meine letz-

ten. Meine. Letzten. Schritte. Obwohl ich keine tödliche Krankheit habe, werde ich weniger gegangen sein als die meisten anderen. Aber – meine Schritte werden einen Abdruck hinterlassen. Einen großen. Eine Warnung.

Mit der Rolltreppe fahre ich nach unten und positioniere mich in der Mitte des Gebäudes. Und dann ist es so weit. Ich habe eine Botschaft, eine tödliche Botschaft. Seid euch bloß nicht zu sicher. Das ist es, was ich noch sagen wollte. Nein, was Djihad Paradise ihnen sagen will durch mich.

Meine Hände beginnen zu zittern. Eiskalt sind sie und Schweiß klebt an ihren Handflächen. Kalter Schweiß. Der Schweiß der Gladiatoren, der Schweiß der Gotteskrieger, der Schweiß der Märtyrer, denn ein Märtyrer ist nur der, der bereit ist, für seine Sache zu sterben. Und ich, Abdel Jabbar Shahid, bin bereit. Der Sprengstoffgürtel, der um meine Brust liegt, ist bereit und ich muss ihn nur noch zünden. Zehn, neun, acht ... zero und herzlich willkommen in Djannah, im Paradies. Alles ist bereit.

Fast ...

Nur Julian Engelmann, dieser gottlose Kafir, dieser Ungläubige, der ich bis vor drei Jahren war, dieser Loser, ist nicht bereit. Er hat Angst. Eine verdammt Scheißangst, wie er sie noch nie verspürt hat, eine Angst, die größer ist als in Waziristan, als die Bombe aus der Drohne direkt neben ihm eingeschlagen war und seinen Geistesbruder zerfetzt hat.

Ich summe ein Nashid, um mich zu beruhigen, um Julian

in die Flucht zu schlagen, um endlich ein richtiger Shahid zu sein.

Der Nashid wirkt. Ich komme wieder runter. Ein Nas-
hid ist die schönste Musik der Welt. Ohne Instrumente
ist sie und nur für Allah. Und ich weiß, wenn die Bombe
hochgeht, wird es nur ein kurzer Moment des Schmerzes
sein. Und was ist schon so ein bisschen Schmerz gemes-
sen an der Djannah, dem Paradies? Es wartet auf mich.
Das ist mein Lohn – und der Lohn all der Zionisten und
Kreuzzügler und der Freunde Amerikas ist nichts als das
Feuer der Hölle. Ich atme noch einmal tief durch. Julian
Engelmann schweigt.

Jetzt. Jetzt bin ich bereit. Jetzt bin ich wieder Abdel Jab-
bar Shahid. Und nur Abdel Jabbar Shahid ...



Meine Eltern sind der Meinung, ich hätte mich gefangen, hätte mein Leben wieder im Griff. Alles schön, alles gut, alles wie vorher. Dabei ist nichts, nichts, nichts, wirklich rein gar nichts wie vorher. Und ich – ich bin auch nicht mehr wie vorher. Bin nicht mehr Shania, aber erst recht nicht mehr richtig Romea. Ich weiß nicht, wer ich bin, und das Beste, was ich momentan von mir sagen kann: Ich funktioniere. Und nur weil ich funktioniere, bin ich jetzt hier. Auf der Jagd nach Weihnachtsgeschenken wie alle.

Was mir Weihnachten bedeutet? Nicht viel. Nicht im eigentlichen Sinn. Aber Weihnachten gehört zu diesem Land, das mir entglitten ist. Dieses Land heißt Damals oder genauer Damals-als-noch-alles-einigermaßen-in-Ordnung-war, und ich würde gerne dahin zurückkehren, aber ich kann nicht.

Ich treibe dahin im Gewühl wie ein Boot ohne Ruderer und kaufe Geschenke für meine Familie in der Hoffnung, dass dies der Anker ist, den ich am Ufer der Vergangenheit auswerfen kann, um dort wieder an Land zu gehen. Aber ehrlich gesagt, meine Hoffnung hält sich in Grenzen. Seit

Julian nicht mehr da ist, hält sich überhaupt alles in Grenzen. Außer meiner Leere, die ist fast grenzenlos.

In einer der Auslagen erspähe ich einen Bären. Einen Wärbär. Einen Bären mit einer kleinen Wärmflasche im Bauch. Den werde ich für Theresa kaufen. Meine kleine Schwester liebt Bären und ihr ist immer kalt. Ich stelle mir ihr glückliches Gesicht vor, wenn sie ihn in vier Tagen auspackt. Und als ich den Bär bezahle, fühle ich fast so etwas wie Freude. Kurz kommt mir der Gedanke, dass Feste, an denen man den Menschen, die man liebt, etwas schenkt, einfach um zu sagen: Hey, ich hab mir Gedanken über dich gemacht und danke, dass es dich gibt, vielleicht gar nicht so dumm sind. Klar, man könnte das auch an irgendeinem anderen x-beliebigen Tag im Jahr machen, aber ich bin fast sicher, die meisten von uns würden es einfach vergessen. Nicht mal aus Ignoranz oder Geiz, sondern einfach nur, weil gerade irgendwas anderes noch viel dringender getan werden muss.

Ich verfrachte den Bären in meinen Rucksack und laufe weiter und eigentlich habe ich auf einmal ganz gute Laune und selbst das dämliche »Jingle Bells«, das wie Sirup aus den Lautsprechern in meine Ohren tropft, ist gerade einigermaßen zu ertragen.

Und dann. Ein Blick. Noch ein Blick. Nein, das kann nicht sein. Ich bleibe stehen. Erstarre. Wahnsinnig. Jetzt ist es amtlich. Ich bin wahnsinnig geworden. Ich sehe Dinge, die es nicht mehr gibt. Das Blut gefriert mir in den Adern und trotzdem klopft mein Herz. Klopft, nein, häm-

mert, will sich aus meiner Brust herausmeißen. Will abhauen, einfach nur weg.

Dann auf einmal ein Schmerz. Der Typ, der mir gerade in die Hacken gerannt ist, zischt mich an: »Pass bloß auf, du dämliche Kopftuchsclampe!«

»Pass doch selber auf, Arschloch!«, zische ich zurück, ohne ihn anzusehen, denn ich kann meinen Blick nicht von dem abwenden, was ich gerade entdeckt habe. Aber ich werde an der Schulter gepackt und herumgerissen. Ein Typ, dem man es äußerlich gar nicht zugetraut hätte, starrt mich hasserfüllt an. Er ist durchschnittlich groß oder klein, durchschnittlich dumm oder schlau – vermutlich – und durchschnittlich gut oder schlecht.

»Weeße wat, vapiss dich doch dahin, wo de herjekommen bist. Sone wie dir brauchen wa hier nich«, schreit mich Herr Otto-Normalo-Durchschnitt-vom-Durchschnitt mit überraschend überdurchschnittlichem Hass an.

All mein Blut schießt mir in den Kopf. Das ist die Wut. Diese ganze verdammt Wut, die ich in den letzten Jahren angestaut habe. Hergekommen bin ich aus Charlottenburg. Seit verdammt noch mal neunzehn Jahren komme ich her aus Charlottenburg. Und ich bin da auch nicht irgendwann hingekommen, sondern bin da geboren. Deutscher Pass. Name: Romea Achenbach. Zumaldest der Nachname – urdeutsch. Und jetzt soll ich Nichts mich von diesem anderen Nichts anpöbeln lassen, als hätte er in irgendeiner Weise mehr Recht, auszusehen, wie er eben aussieht, als ich, die auch ganz normal mit Jeans und Mantel

und ja, verdammt, eben mit Kopftuch rumläuft. Andere tragen eine Mütze. Und?

»Haste vielleicht in letzter Zeit mal selbst in den Spiegel geschaut?«, halte ich trotzig entgegen.

Er hebt seine Hand. Ist bereit, mich zu schlagen und scheint daran gewöhnt, Frauen zu schlagen. Hat vielleicht einen Club und Frauen, die für ihn arbeiten und wenn sie nicht spuren, dann setzt es eben was. Oder vielleicht hat er ja auch einfach nur sein Frauchen zu Hause, an dem er sich abreagiert? Wütend sind wir schließlich alle. Vielleicht ist er aber auch nur so ein Funktionierer. Banal. Und manchmal böse. Das Böse steckt im Banalen, hat mal eine kluge Frau gesagt.

Und genau deswegen hätte ich ihm jetzt so gerne eine reingetreten und sein dämmliches Gesicht gesehen, wenn die Kopftuchsclampe mit Kickboxen aufwartet. Aber ich habe jetzt keine Zeit dafür und reiße mich los. Er brüllt mir noch irgendwas hinterher. Doch ich bin schon so was von weg, sogar mit den Gedanken, dass ich es nicht verstehe. Verstehe jetzt nur, dass ich gerade sehe, was nicht sein kann. Mitten auf der Mall steht – Also, da steht – und wenn ich nicht genau wüsste, dass es überhaupt nicht sein kann, würde ich sagen, da vorne steht Julian Engelmann. Julian Engelmann, wie er vor drei Jahren war, als ich ihn kennenlernte. In Hip-Hop-Klamotten, ohne Bart und mit Rap-Hat und so verdammt cool.

Wie in Hypnose gehe ich auf ihn zu. Er nimmt mich nicht wahr, steht einfach nur da und scheint an irgend-